

# PEK Dokumentation

## Es gilt das gesprochene Wort

**Autor** Generalvikar Dr. Dominik Meiering

**Titel** Kapitelsmesse am 6. September 2015 im Kölner Dom

Liebe Schwestern, liebe Brüder,

wenn Sie vor die Alternative gestellt würden: Was würden sie dann eher in Kauf nehmen, blind zu sein oder taubstumm zu sein? Was ist schlimmer, blind zu sein oder taubstumm zu sein?

Was man im ersten Augenblick nicht annehmen könnte, ist die Tatsache, dass taubstumm, heute sagen wir ‚gehörlos‘, zu sein, eine um ein Vielfaches auswirkungsreichere Behinderung für die Kommunikation mit anderen darstellt als das Blind-sein. Denn wer nichts hören kann, der kann nicht ohne weiteres lautsprachlich kommunizieren, obwohl der Gehörlose alles hat, was rein mechanisch für das Sprechen notwendig ist. Seine Sprache ist die Gebärdensprache, die Lautsprache bleibt vielfach rudimentär. Das Sprechen wird gelernt durch die Laute, die man hört und die man zu imitieren versucht. Wer nicht hören kann, kann das normale Sprechen nicht einfach imitieren. Zwar sprechen Gehörlose. Sie bekommen das Sprechen auf sehr anstrengendem Wege beigebracht, indem sie gezeigt bekommen wie man artikuliert, d. h. wie man Zunge und Rachen formen muss, wie der Luftstrom durch den Mund und über die Zähne fließen muss, aber trotz all dieser Anstrengungen sprechen Gehörlose nicht so wie wir, weil sie über das eigene Ohr nicht mal ihren Stimmgrundton wahrnehmen können. Das heißt, sie können nicht einschätzen oder kontrollieren, ob sie zu laut oder zu leise, zu hoch oder zu tief sprechen. Sie haben über das Ohr auch keine Kontrolle, ob sie grammatisch korrekt formuliert haben. Aber die eigentliche Behinderung beginnt da, wo sie Sprache für die Kommunikation mit anderen Menschen brauchen, wo es um den Erwerb von Informationen und Wissen geht. Der Gehörlose hat in der Regel Schwierigkeiten mit dem Schreiben und Lesen. Denn das Schreiben wird erlernt über die Laute und Silben, die gesprochen und gehört werden. Und wer Probleme hat, Texte sinnentnehmend zu lesen, dem gehen wichtige Informationen verloren, die für das gedankliche Kombinieren wichtig sind. Ja, mancher entwickelt andere Denkstrukturen, als Hörende sie entwickeln, und dadurch kommt es oft zu Missverständnissen in der Kommunikation zwischen Hörenden und Gehörlosen. Der Gehörlose braucht daher sprachliche Unterstützung, zum Beispiel durch den Einsatz von Gebärdensprache, um die sprachlichen Voraussetzungen zu haben, die das Ausprägen von Denkstrukturen unterstützen. Der Mensch zeichnet sich mit seiner Vernunft dadurch aus, dass er denkt und dies in bestimmten Sprachmustern. (Man kann nie abstrakt denken, sondern) Man denkt immer mit der Sprache, mit dem Vokabular (in Laut- oder Gebärdensprache), das man zur Verfügung hat. (Weshalb nebenbei bemerkt Menschen mit einem großen Wortschatz oft auch ganz gewiefte Denker sind.)

Nicht hören können hat aber noch weitreichendere Folgen: Denn wer keine Geräusche um sich herum wahrnimmt, wer nichts versteht und hört, was um einen herum geschieht, auch das nicht versteht, was die Menschen neben mir reden oder tuscheln, der ist oft sehr

verunsichert und wird misstrauisch. Die Unsicherheit, das Misstrauen, was reden die Anderen über mich, ist wohl das am schwierigsten zu bewältigende Gefühl des Gehörlosen. Und nicht selten führt die Unsicherheit den Gehörlosen von hörenden Menschen weg, weil der Gehörlose mit Hörenden nicht ohne weiteres kommunizieren kann. Das macht ihn einsam, isoliert ihn in der Gruppe, schließt ihn aus der Gemeinschaft aus! Das ist die schlimmste Folge des ‚Nichthörenkönnens‘.

Warum erzähle ich Ihnen etwas über die Gehörlosigkeit? Weil man wissen muss, wie sich der Mensch gefühlt haben muss, den Jesus dort heilt, was für eine neue Welt diesem Mann dort eröffnet wird, dem Jesus Mund und Ohren berührt, und dem er das Wort „Effata! – Öffne Dich!“ zuspricht, was dies alles für diesen Mann für eine Befreiung gewesen sein muss: hören zu können, sprechen zu können, Zugang zu anderen Menschen zu haben, verstehen zu können, mit in der Gemeinschaft zu sein. Sich mitteilen können an andere Menschen, in Kommunikation und in Beziehung treten zu anderen Menschen. Ein Leben führen, das nicht mehr von Unsicherheit und Misstrauen geprägt ist, sondern von Wachheit, Teilhabe, Gespanntheit, von Erwartung und Hoffnung. „Blindheit“, so sagt Helen Keller, „trennt von den Dingen, Taubheit trennt von den Menschen“. Dem Taubstummen hat Jesus das einsame Leben genommen und ihm die Gemeinschaft mit den Menschen zurückgeschenkt.

Inwiefern berührt uns diese Geschichte des Taubstummen? Natürlich, wir können ein wenig Verständnis für Gehörlose und ihre Situation aufbringen. Aber es geht weiter, denn die Geschichte des Taubstummen ist eigentlich unsere Geschichte – und das nicht nur, weil wir bestimmt auch an manchen Stellen öfter schon einmal taub sind, vielleicht sogar manchmal taub sein wollen. Ja, und auch nicht nur, weil wir vielleicht auch nicht immer das rechte Wort, die richtige Sprache finden, um uns mitzuteilen, um krisenfrei in einer Gemeinschaft – sei sie klein wie ein Familie oder groß wie ein Staat – gut leben zu können.

Nein, die Geschichte des Taubstummen ist unsere Geschichte seit der Taufe. In der Taufe gibt es einen Ritus, der direkt auf diese Heilung Jesu Bezug nimmt: den Effata-Ritus. Der Priester oder Diakon berührt mit seiner Hand die Ohren und den Mund des Kindes oder des Täuflings und spricht: „Der Herr öffne dir Ohren und Mund, damit du sein Wort vernimmst und den Glauben bekennst zum Heil der Menschen und zum Lobe Gottes.“ Wir alle werden wie Taubstumme behandelt, die von Christus Ohren und Mund geöffnet bekommen sollen.

Was kann das für uns bedeuten? Ich glaube genau dies: Das Wort Gottes hören und es weitererzählen geschieht viel zu wenig in unserer Kirche und bei uns daheim. Worüber wir erzählen und worüber wir uns aufregen ist, dass dieser Kirchenvertreter wieder einmal dies gesagt hat oder dass dem einen die Kleidung der Kleriker zu düster ist oder dass man wieder einmal eine Aktion starten müsste – denn wir sind ja schließlich eine engagierte, lebendige Kirche. Wir reden so viel – und als Generalvikar erlebe ich das auch immer wieder: In Kreisen, in Gemeinschaften, in Gremien werden alle möglichen Dinge besprochen: wer beim Pfarrfest welche Bude übernimmt oder mit welchen Finanzmitteln man die Kirche renoviert. Wir reden so viel, aber das Entscheidende kommt dabei oft zu kurz: uns darüber zu unterhalten, was Gott wohl von uns will! Darüber in Kommunikation einzutreten. Denn darum geht es: Das Wort Gottes hören und davon weitererzählen, dafür werden Ohren und Mund geöffnet. Das ist unser christlicher Auftrag, das, wozu Christus uns – wie den Taubstummen auffordert und befähigt.

Schauen Sie: Gott selbst ist im Wort anwesend. Es ist die Art und Weise, wie er unter uns ist. Ja, von ihm sagt der Evangelist Johannes: „Im Anfang war das Wort und das Wort war Gott.“ Das Wort, die Sprache unterscheidet den vernunftbegabten, denkenden, sinn-suchenden Menschen von den Tieren. Das Wort ist göttlich. Im Buch Genesis, im Bericht von der Erschaffung der Welt, dort wird die Welt, nachdem Gott gesprochen hat: „Gott sprach es werde Licht und es ward Licht.“ Das, was hier geschieht, geschieht durch das Wort Gottes. Deshalb feiern wir auch Gottes Anwesenheit im Evangelium und in der Lesung hier so im Gottesdienst, ja das Wort, es gehört konstitutiv zu jedem sakramentalen Zeichen dazu.

Liebe Schwestern und Brüder. Worüber reden wir? Wie reden wir miteinander? In der Gemeinde, zuhause, auf der Arbeit, unter Freunden? Ich frage mich manchmal: Sprechen wir von dem, was Gott uns sagt, wie er uns begegnet? Erzählen wir uns von der Freude, die uns erfüllt? Zu Hause, in der Familie. Wann haben Sie zum letzten Mal in der Familie oder mit Freunden darüber gesprochen, was Gott wohl von uns erwartet? Oder: Was denken wir, wozu hat Gott uns befähigt, was ist mein Ruf, meine Aufgabe? Müssten wir nicht viel sprachfähiger werden und reden über das, was uns bewegt, unsere Glaubenszweifel – was noch viel wichtiger ist – über unsere Gottesbegegnungen. Alles fließt so dahin ... Aber: Orte und Zeiten für dieses Gespräch mit Gott und mit den Mitmenschen zu haben – da bleiben wir oft taub und stumm.

Man müsste heute eigentlich noch einmal anfangen und ein Buch schreiben: ein Buch mit den Glaubenserfahrungen, mit den Erfahrungen der Treue Gottes zu jedem einzelnen von uns. Jeder müsste sein Buch schreiben. Das Alte Testament z.B. ist dieses Buch von damals: die aufgeschriebenen Glaubenserfahrungen des Volkes Israel. Wir müssten unser Testament auch unseren Kindern aufschreiben, es ihnen mitteilen, es tradieren, es ihnen erzählen. Weshalb glaube ich, wo begegne ich Gott, was bedeutet das mir? Denn das Wort Gottes verlangt Antwort. Man kann es nicht nur einfach konsumieren oder über sich ergehen lassen. Wer wirklichinhört – oder besser horcht –, der wird nicht darum herumkommen, auch zu antworten. Wir sollten das Gespräch suchen. Mit Gott und mit den anderen, unseren Nächsten; über Christus und seinen Plan für uns miteinander sprechen. Christus hilft uns. Er hat alles gut gemacht. Er macht, dass die Stummen sprechen und die Tauben hören.

Amen.